

Rezensionen

LEWERENZ, Susann. 2006. *Die Deutsche Afrika-Schau (1935-1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzungen im nationalsozialistischen Deutschland*. Frankfurt am Main: Peter Lang. 174 Seiten. ISBN 3-631-54869-9

rezensiert von

Arno Sonderegger, Universität Wien

Bei der Studie *Die Deutsche Afrika-Schau (1935-1940)* der Historikerin Susann Lewerenz handelt es sich um die, wie sie selbst schreibt, „nur geringfügig“ überarbeitete Fassung ihrer Magistraarbeit an der Hamburger Universität (S.7). Dabei hat sie eine schön gearbeitete, gleichermaßen nüchterne wie engagierte Untersuchung vorgelegt, die darüber hinaus sehr gut und leicht lesbar ist.

Die ersten vier Kapitel bereiten den Boden für die Analyse des titelgebenden historischen Beispiels. In der „Einleitung“ (Kapitel 1, S.9-14) und den „Voraussetzungen“ (Kapitel 2, S.15-31) werden die Grundsätze der Herangehensweise und des Anliegens kenntlich gemacht, „Theoretische Grundlagen“ skizziert und der „Forschungsstand“ diskutiert, was die drei Thematiken „Rasse und deutsche Nation“, „Kolonialmigration nach Deutschland“ und „Kolonialrevisionismus und koloniale Planungen in der NS-Zeit“ betrifft. Schon der Untertitel legt sehr pointiert die Themenfelder bloß, um die es geht: „Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzungen im nationalsozialistischen Deutschland“.

Was die historische Dimension des „Rassismus“ betrifft, benutzt Lewerenz Michel Foucaults Konzept der „Bio-Macht“ (S.25f), deren negativen Höhepunkt und moralischen Tiefpunkt dieser am „absolut rassistischen Staat“ des Nationalsozialismus festmachte, „eine[m] absolut mörderischen und eine[m] absolut selbstmörderischen Staat“ (so Foucault, zit. nach S.26f). Glücklicherweise emanzipiert sich Lewerenz an dieser Stelle von dem auf den innereuropäischen Rassismus – und insbesondere Antisemitismus –

verengten Rassismusbegriff Foucaults (S.27ff). Dies geschieht einerseits unter dem Eindruck (neuerer) kritischer Literatur zu Rassismus und Rassismen – Lewerenz erwähnt insbesondere Anne McClintock (1995) und Ann Laura Stoler (1995), hätte aber ebensogut auf Miles (1992) oder Hund (1999) verweisen können –, andererseits geht es auch aus dem Studienobjekt von Lewerenz selbst hervor: Denn der nationalsozialistische Rassismus äußerte sich gegenüber KolonialmigrantInnen und Afrodeutschen, anders als gegenüber der jüdischen Bevölkerung, lange Zeit nicht – um die Unterscheidung von Pierre-André Taguieff aufzugreifen – als „Vernichtungsrassismus“, sondern vielmehr eher im Sinne eines kolonialen, kolonialrevisionistischen „Herrschaftsrassismus“ (nach Fredrickson 2004: 17).

Eingangs stellt Lewerenz zudem fest, dass die Angelegenheit noch komplexer ist, weil die rassistischen Spiegelungen, denen Menschen afrikanischer Abkunft unterzogen wurden, ihrerseits schon durchaus vielgesichtig waren: „Es gab im Nationalsozialismus“, schreibt Lewerenz sehr richtig, „nicht den *einen* Rassismus gegenüber schwarzen Menschen. Es existierten vielmehr unterschiedliche Rassismen, die in einem ambivalenten Verhältnis zueinander standen – in einem Verhältnis, das sich im Verlauf der NS-Zeit veränderte.[...] Unterschiedliche Akteure verfolgten in diesem Feld ihre Interessen, und die rassistischen Machtverhältnisse wurden immer wieder von Störungen und Widerständen im Alltag gestört [...]“ (S.7) Worin nun gründete sich diese Vielfalt an Rassismen, die im Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg einen dermaßen fruchtbaren Boden vorfanden? Versuchen wir, eine einfache Antwort zu formulieren.

Bekanntlich hat die deutsche Kolonialherrschaft in Afrika im Zuge des Ersten Weltkrieges ihr Ende gefunden. (Ob diese Tatsache ausreichend ist, für Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg eine Vokabel wie „postkolonial“ zu verwenden, die nach dem Zweiten Weltkrieg, unter völlig veränderten globalhistorischen Rahmenbedingungen ihren Sinn erhielt, sei dahingestellt. Die jüngere deutschsprachige Forschung tut das jedenfalls, und Lewerenz folgt diesem Trend, wenn sie von „postkoloniale[n] Auseinandersetzungen im nachkolonialen Deutschland“ spricht. Ich habe meine Vorbehalte dagegen, dass zwischen „postkolonial“ und „nachkolonial“ nicht unterschieden wird.) Wie dem auch sei, die anfänglich deutschen Kolonien wurden *de jure* zu Treuhandgebieten des Völkerbunds, *de facto* gingen sie jedoch in die Verwaltungshoheit und den kolonialen

Herrschaftsbereich anderer europäischer Mächte über. Damit war eine neue Realität geschaffen, die einem resentmentgeladenen Blick auf die Kolonien vielfältige Anknüpfungspunkte bot.

In Kombination mit der allgemeinen sozialen Misere, die Nachkriegsdeutschland kennzeichnete, und den immensen soziopolitischen und wirtschaftlichen – und wohl auch weltanschaulichen – Schwierigkeiten, mit denen die junge Weimarer Republik konfrontiert war, verwundert es nicht, dass neben gesellschaftspolitischem Aktivismus auch verschiedensten Formen der Realitätsverweigerung und Weltflucht ein weites Feld bereitet war: Der deutsche Kolonialrevisionismus der Zwischenkriegszeit bewegte sich in diesem Feld und verantwortet zu einem nicht unbeträchtlichen Teil manche Besonderheiten, die deutsche Rassismen gegenüber Menschen dunkler Hautfarbe kennzeichnen. Kapitel 3 (S.33-63) widmet sich darum diesen drei Forschungsfeldern – „Koloniale Migration ins Deutsche Reich“, „Rassistische Stereotype [...] im nachkolonialen Deutschland“, „KolonialmigrantInnen und ihre Nachkommen im nationalsozialistischen Deutschland“ – in Form einer historiographischen Skizze, während Kapitel 4 „[z]ur Funktion und Wirkungsweise der Völkerschauen“ Stellung nimmt (S.65-86) und damit, wie es in einer Zwischenüberschrift sehr treffend heißt, „[d]ie Erziehung zum kolonialen Blick“ nachverfolgt.

Das dritte und vierte Kapitel zusammen rekonstruieren gewissermaßen die Vorgeschichte zu der Deutschen Afrika-Schau, wie sie dann in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre über die Bühne ging. Diese historische Einbettung ist hier ganz besonders notwendig, zumal es sich beim Verhältnis zwischen Nationalsozialismus und Afrika um eine durchaus komplexe Beziehung handelte, die ohne Berücksichtigung der deutschen Kolonialgeschichte nicht begriffen werden kann. Sie folgt dabei im wesentlichen „Marianne Bechhaus-Gersts [2003] Analyse der kolonialrevisionistischen Stereotypisierung von in Deutschland lebenden schwarzen Männern als ‚loyale Askari‘“ (S.20). Ihr zufolge diente sie „[e]inerseits [...] dazu, in Deutschland lebende schwarze Männer in ein koloniales Machtgefüge zu verweisen, andererseits fungierte sie aber auch als Ansatzpunkt für Überlebensstrategien schwarzer Männer.“ (S.20) Gerade auf letztere zielt die detailreiche Spurensuche von Lewerenz ab.

Den Kern ihrer Untersuchung bildet die im Titel genannte „Deutsche Afrika-Schau (1935-1940)“, die im Kapitel 5 eingehend beleuchtet wird (S.87-141), ehe in Kapitel 6 ein kurzes Schlußwort (S.143f) folgt. Üblicherweise wurde

diese Schau in der bisherigen Forschungsliteratur, wie die Autorin bündig zusammenfasst, „[...] in einem Spannungsfeld zwischen Kolonialrevisionismus einerseits und nationalsozialistischer ‚Rassenpolitik‘ andererseits lokalisiert: Während die beteiligten kolonialpolitischen Interessensgruppen in Deutschland lebende Kolonialmigranten für ihre Zwecke nutzen wollten, drangen Vertreter der völkischen ‚Rassenpolitik‘ darauf, diese Menschen aus dem ‚deutschen Volkskörper‘ auszuschließen.“ (S.87) Lewerenz hingegen geht es nicht nur um eine Darstellung solcher widerstreitenden „deutschen“ Positionen, also nicht nur um „die Funktionen und Effekte rassistischer und kolonialrevisionistischer Zurichtungsstrategien gegenüber schwarzen Menschen im Nationalsozialismus“ (S.7). Ihr geht es darüber hinaus um „die Selbstbehauptungsstrategien der an der Schau beteiligten MigrantInnen und schwarzen Deutschen“ (S.7), um „die Untersuchung der konkreten Widerstandsbedingungen [...], unter denen Schwarze, die aus den ehemals deutschen Kolonien stammten oder denen eine solche Herkunft zugeschrieben wurde, im nationalsozialistischen Deutschland lebten“ (S.10). Auf breiter (Archiv-)Quellengrundlage (S.13f), die Lewerenz gut zu nutzen weiss, kommt sie diesem Ziel sehr nahe. Die Anfänge der „Deutschen Afrika-Schau“ lagen in einem sogenannten „Negerdorf“, bei dem „[...] es sich um ein im Jahrmarktsumfeld situiertes, offenbar weitgehend selbstorganisiertes Unternehmen [handelte], in dem schwarze MigrantInnen und Afrodeutsche auftraten“ (S.88). Geleitet wurde es gemeinsam durch „Adolf Hillerkus, ein mit der Tochter einer Österreicherin und eines Liberianers verheirateter weißer Deutscher, [...] sowie [...] [durch den] aus Togo stammende[n] Kwassi Bruce“ (S.88), der mit drei Jahren für eine Völkerschau nach Deutschland gebracht, danach in Berlin aufgewachsen, zum Pianisten ausgebildet worden war und im Ersten Weltkrieg gedient hatte, ehe er – erst – 1926 deutscher Staatsbürger wurde (S.23/Fn.38). In den Akten taucht diese Unternehmung aber nicht vor Herbst 1935 auf, als Hillerkus und Bruce ein „Hilfegesuch“ an das Auswärtige Amt richteten, doch gibt es Hinweise darauf, dass sie bereits zu einem früheren Zeitpunkt, vielleicht sogar schon 1934, bestanden hatte (S.88f, insbesondere Fn.258).

Jedenfalls kam es in weiterer Folge zu einer ambivalenten Allianz in Form eben besagter „Deutschen Afrika-Schau“, die einerseits den Versuch einer „staatliche[n] Instrumentalisierung eines vormals selbstständigen [sic], varietéartigen Schauunternehmens“ markierte, die andererseits „sich jedoch

als instabil und angreifbar [erwies]. Die in der Schau inszenierte 'rassische' Differenz und die imaginäre koloniale Abhängigkeitsbeziehung zwischen Publikum und Auftretenden wurden [...] immer wieder von Schaumitgliedern in Frage gestellt.“ (S.11) Das Buch von Susann Lewerenz gibt manche Beispiele dafür, auf welchen Wegen diese Infragestellungen vonstatten gehen konnten, insbesondere durch Bezugnahmen auf das Veteranentum im Ersten Weltkrieg und die Figur des 'loyalen Askari', aber auch durch die Kommentierung des Bühnengeschehens durch schwarze Conférenciers (S.118ff, 124ff).

Lewerenz arbeitet, auf Basis ihrer kritischen Lektüre der Aktennotizen, überzeugend heraus, dass auf Seiten der staatlichen Stellen insbesondere „'rassenpolitische' Gründe für eine Unterstützung der Schau“ (S.91) die ausschlaggebende Rolle gespielt haben, während kolonialrevisionistische erst ab Herbst 1936 – und dann nur zaghaft, „noch recht zurückhaltend“ (S.95) – aufzuscheinen begannen. So lag dem zwischenmenschlichen 'Konfliktlösungsmodell', für das ein Schreiben der *Deutschen Gesellschaft für Eingeborenenkunde* an das Auswärtige Amt vom 7.12.1936 votierte, das offenbar zwischen kolonialrevisionistischer 'relativer Wertschätzung' und rassegläubiger Verachtung afrikanischer Menschen schwankte, eine „Logik der Segregation“ zugrunde (S.85/Fn.255): „Zweifellos haben diese Neger“, hieß es da, „ein Anrecht auf Arbeit und Lebensmöglichkeit, andererseits ist nicht zu verkennen, dass unsere völkische und rassische Einstellung dem Erschwernisse in den Weg legt. [...] Um die hieraus entstehenden Schwierigkeiten zu umgehen, war der Gedanke aufgekommen, diese Farbigen und ihre Nachkommen in einer Schau zusammenzufassen, in der sie die fast ausschließliche Gefolgschaft darstellen [...].“ (zit. nach S.85/Fn.255)

Worum es den NS-Stellen zu tun war, kommt sehr gut in einem Schreiben des Auswärtigen Amtes an das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda vom 30.11.1935 zum Ausdruck, das Lewerenz ausführlich zitiert: „1. die Neger werden dem Müßiggang entzogen [...] und erhalten eine Beschäftigung, um sich und ihre Familien ernähren zu können. Sie fallen nicht der öffentlichen Fürsorge zur Last [...] 2. Durch ihre Zusammenziehung und die den Unternehmern aufzuerlegende Beaufsichtigungspflicht kann eine weit bessere Kontrolle, als bisher möglich gewesen, ausgeübt werden, um 3. auf diese Weise Rassevergehen leichter

unterbinden zu können.“ (zit. nach S.91) Der Kolonialrevisionismus spielte in dieser Begründung keinerlei offensichtliche Rolle.

Allerdings stellt Lewerenz fest, dass ohne „die stillschweigende Voraussetzung“ einer kolonialrevisionistischen Grundstimmung auch in NS-Deutschland die „Auffassung, dass Kolonialmigranten behördliche Unterstützung erfahren sollten“ (S.90), kaum verständlich wäre. Gestützt wird diese Deutung, wie mir scheint, auch *ex negativo* durch die Tatsache, dass die „Deutsche Afrika-Schau“ „[...] gerade in Österreich besonderes Aufsehen erregte“ (S.135), wo keine vergleichbaren Anknüpfungspunkte an die kolonialrevisionistische Figur des ‚loyalen Askari‘ existierten und wo sie „Proteste der österreichischen Parteistellen“ (S.136) provozierte, die in weiterer Folge zum Anlaß genommen wurden, die Schau stillzulegen (S.131ff). Die kolonialrevisionistische Tradition wirkte demnach in NS-Deutschland durchaus weiter, auch wenn Kolonien in Afrika für die Expansionsinteressen des Dritten Reiches nur von sehr untergeordneter Bedeutung waren.

Allerdings scheint der Kolonialrevisionismus nicht die Maxime der verantwortlichen staatlichen Stellen gewesen zu sein, sondern es scheint vielmehr, als ob er nicht nur auf Seiten der Schaulustigen beheimatet, sondern auch unter manchen der Schausteller selbst zu finden gewesen wäre. „Festzustellen ist außerdem,“ wie Lewerenz an einer erhellenden Stelle schreibt, „dass vor allem Hillerkus und Bruce auf eine kolonialpropagandistische Nutzung der Schau drängten“ (S.96) – das heißt also: das ‚schwarz-weiße‘ Leitungsteam des Unternehmens *Deutsche Afrika-Schau*: „Möglich ist, dass sie darin einen Weg sahen, der Schau eine größere politische Bedeutung zu verschaffen und damit ihre und die Position der bei der Schau beschäftigten schwarzen Menschen im nationalsozialistischen Deutschland abzusichern.“ (S.96) So lautet die Interpretation von Lewerenz. Möglich wäre allerdings auch, dass sie selbst den Kolonialrevisionismus und dessen koloniale Stereotype verinnerlicht hatten und ihre „kolonialpropagandistische“ Argumentation daher keiner rein instrumentellen Strategie geschuldet war. (Man erinnere sich an Albert Memmis [1994] Dialektik zwischen dem ‚Kolonisator‘ und dem ‚Kolonisierten‘, deren Lebensentwürfe beide denselben kolonialen Stereotypen gehorchen können und jedenfalls derselben Herrschaftsmatrix eingeschrieben sind.)

Wie immer dem auch gewesen sein mag – ob im Versuch, in unmenschlichen Zeiten ein Überleben zu sichern, eine bewußte Strategie des Widerstandes verfolgt wurde oder den alltäglichen Verrichtungen, die von der Obrigkeit als ‚Widersetzlichkeiten‘ gedeutet wurden, eine Verkennung der rassistischen Realität Nazi-Deutschlands zugrundelag –, die „Deutsche Afrika-Schau“ endete für manche ihrer Mitglieder in einem tragischen Tod, während es anderen gelang, die Herrschaft des Nationalsozialismus lebend zu überstehen.

Susann Lewerenz ist dafür zu danken, dass sie an diese weithin vergessene Episode der neueren deutschen Geschichte erinnert – und dass sie das in einer Weise tut, in der Engagement und Seriosität einander die Waage halten. Dass dies gerade angesichts eines Themas gelingt, das die nationalsozialistische Vergangenheit betrifft, ist keine geringe Leistung. Dem schmalen Buch mit seinen 174 Seiten kommt deutlich mehr Gewicht zu als auf den ersten Blick zu erwarten. Eine ausführliche Bibliographie (S.145-163) und ein Anhang (S.164-174), der die Orte nachzeichnet, an denen die Wanderschau im Laufe der Jahre 1935-1940 Station machte, und der anhand einiger Bildmaterialien auch einen plastischen Eindruck von der ‚Realität‘ der Deutschen Afrika-Schau vermittelt, beschließen diese schöne, lesenswerte Arbeit.

Literatur

- Bechhaus-Gerst, Marianne. 2003. „Hinrichtung 6.18 Uhr durch das Fallbeilgerät“ – Ein Askari vor dem Sondergericht Hamburg. In: Bechhaus-Gerst, Marianne / Klein-Arendt, Reinhard (Hg.): Die (koloniale) Begegnung. AfrikanerInnen in Deutschland 1880-1945. Deutsche in Afrika 1880-1918. Frankfurt am Main et al.: Peter Lang, 41-49.
- Fredrickson, George M. 2004 [2002]. Rassismus. Ein historischer Abriß. Hamburg: Hamburger Edition.
- Hund, Wulf D. 1999. Rassismus. Die soziale Konstruktion natürlicher Ungleichheit. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- McClintock, Anne. 1995. Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Context. New York, London: Routledge.
- Memmi, Albert. 1994 [1955/56,1966]. Der Kolonisator und der Kolonisierte. Zwei Porträts. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Miles, Robert. 1992² [1989]. Rassismus. Einführung in die Geschichte und Theorie eines Begriffes. Hamburg, Berlin: Argument.
- Stoler, Ann Laura. 1995. Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things. Durham, London: Duke University Press.

KOPF, Martina. 2005. Trauma und Literatur. Das Nicht-Erzählbare erzählen – Assia Djebar und Yvonne Vera. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel. 211 S. ISBN 3-86099-334-8

rezensiert von

Susan Arndt, *Universität Frankfurt am Main*

'Trauma' ist ein dem Wandel der Zeit unterworfenener unscharfer Begriff, der – wie andere mit Gewalt verschränkte Kollektivmetaphern auch – im Allgemeinen so gebraucht wird, als existiere eine eindeutige äußere Realität, der er entspricht. Und doch erlangt er gerade erst über seine fluide Dynamik Konturen. Korrespondierend mit der aktuellen kulturwissenschaftlichen Öffnung für naturwissenschaftliche Konzepte und der allgemeinen Konjunktur der Traumaforschung ist 'Trauma' in der vergangenen Dekade zu einem wichtigen Topos der kulturwissenschaftlichen Forschung gereift. Beim Brandes & Apsel Verlag erschien 2005 eine der beeindruckendsten Studien im Forschungsfeld Literatur und Trauma – Martina Kopfs *Trauma und Literatur. Das Nicht-Erzählbare erzählen – Assia Djebar und Yvonne Vera*. Dabei betritt sie nicht nur durch ihre Hinwendung zu literarischen Prozessen in Afrika literaturwissenschaftliches Neuland, zudem überzeugt ihre Studie durch innovative Thesen und methodische Herangehensweisen. Das erste Kapitel wird durch eine beachtenswert konzise und zugleich umfassende begriffliche Herleitung des Traumabegriffes aus dem medizinisch-empirischen Bereich, speziell der psychoanalytischen Theorie, eröffnet. In Anlehnung an die US-amerikanische Ärztin und Wissenschaftlerin Judith Herrmann unterscheidet Kopf zwischen Trauma als Folge von Naturkatastrophen, von schmerzhaften Ereignissen außerhalb menschlichen Zutuns bzw. nicht absichtsvoll verursachten Unfällen und Katastrophen einerseits und Trauma als Folge zwischenmenschlicher Gewalt, die das Vertrauen in das eigene Menschsein und das Menschsein anderer zerstört, andererseits. Auch wenn ich diese Grenzziehung letztlich als fließend erachte, da auch ein Flugzeugabsturz oder die Diagnose einer tödlichen Krankheit einen zwischenmenschlichen Vertrauensverlust bewirken kann, vermag es die Wiener Afrika-Literaturwissenschaftlerin über diese Kategorisierung überzeugend, ihren Forschungsgegenstand

einzugrenzen. Trauma als Wunde von Gewalt denkend, ohne dabei Gewalt zwangsläufig als zum Trauma führend zu lesen, widmet sie sich der komplexen Gemengelage von Trauma, Gewalt und Literatur.

Ist Gewalt eine "absolute Zerstörung von Sinn", so ist Kopf zufolge Literatur ein Prozess, der "dieser Zerstörung entgegenwirkt" (S.28). Gemeinhin wird die These vertreten, dass Gewalt und insbesondere jene, die zum (kollektiven) Trauma führt, eine imaginative und kreative Aufarbeitung verbiete, oft verbunden mit dem Argument, dass eine solche Ästhetisierung Gewalt und ihre Wunden verharmlose und die Opfer einem retraumatisierenden Voyeurismus unterwerfe – auch weil sie sie aus dem Schockzustand der Sprachlosigkeit reiße. Theodor W. Adorno meinte gar, dass es 'barbarisch' sei, nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben. Unlängst erfuhr diese Debatte angesichts des Projektes "Ruanda: Schreiben gegen das Vergessen", das im französischen Lille von den Verantwortlichen des Festivals *Fest'Afrique* 1998 initiiert wurde, eine Revitalisierung. Dieser Annahme stellt Kopf überzeugend ihre These entgegen, dass die Faktizität von Gewalt, Leid und auch Trauma geradezu nach einer kreativen und imaginativen Auseinandersetzung verlange. Sie verneint nicht, dass Literatur traumatische Erfahrungen aus der Leere der Sprachlosigkeit entreißt und das Unaussprechbare narrativ sichtbar macht. Doch entgegen gängiger Annahmen erachtet Kopf gerade diesen Prozess als unabdingbar für einen Verarbeitungs- und Aufarbeitungsprozess. Scheint es so doch möglich, die unbenannte diskursive Präsenz von Gewalt (auch in seiner Realität der Traumatisierung) im kollektiven Gedächtnis zu resituieren und damit über Sprache und Sprechen der Wunde einen Heilungsprozess anzubieten, der zumindest zu einer (Re)Kreation eines lebhaften Bewusstseins führt. Zum einen eröffnet dieser Ansatz einen Zugriff auf die Perspektive des Opfers, die dessen 'gefühlte Realität' erzählbar und hörbar macht, ohne der 'Wahrheit der Faktizität' größere Autorität zu verleihen, was oft genug zu einer Revitalisierung des Traumas führt. Dabei räumt Kopf zum anderen der Zeugenschaft des Opfers sowie der kulturellen Technik des Lesens eine große Bedeutung ein, weil der Versuch des bezeugenden Opfers, die Sprachlosigkeit zu überwinden, erst im Prozess des suchenden Lesens Gestalt anzunehmen vermag.

Von dieser theoretischen Grundierung ausgehend wendet sich Kopf im zweiten und dritten Kapitel zwei Autorinnen zu – Assia Djebar und Yvonne Vera –, in deren Leben und Werk Gewalt eine zentrale Rolle spielte: der

Algerienkrieg bei Assia Djebar und der Zweite Chimurenga gegen die *weiße* Minderheitenregierung unter Ian Smith bei Yvonne Vera, die islamistische Gewalt im unabhängigen Algerien bei der einen, die diktatorische Gewalt unter Mugabe bei der anderen, geschlechtsspezifische Gewalt gegen Frauen bei beiden. Ausgehend von erhellenden Einordnungen des Werkes und Werdegangs der Autorinnen fokussiert Kopf jeweils ausgewählte Romane mit Blick auf die sie leitende Frage nach der literarischen Verarbeitung von Trauma und Gewalt, literarischer Zeugenschaft und individueller und kollektiver Aufarbeitung.

Assia Djebar (Jahrgang 1936) gehört zu den prägendsten intellektuellen Stimmen Algeriens. Nicht nur als Autorin vielfach ausgezeichnete Romane, auch als Filmschaffende und Geschichtspräsidentin hat sie sich in algerische Suchbewegungen nach Unabhängigkeit, Identität und Gewaltfreiheit eingebracht. Widmen sich ihre frühen Romane primär den Wunden von Gewalt und Repression, die die französische Kolonialherrschaft dem revolutionierenden algerischen Volk beigebracht hat, so setzen sich ihre jüngsten Texte mit der politischen Realität des Islam im zeitgenössischen Algerien auseinander. Einer literarischen Chronik des Islam, in dem sie sich den Frauen um Mohammed widmet, folgen mit dem Roman *Weißes Algerien* (1996) und der Erzählungssammlung *Oran – Algerische Nacht* (1997) literarische Dokumente eines "Gegengedächtnisses", in denen sie "Zwiesprache mit den Ermordeten, den Opfern des neuerlichen algerischen Krieges" (S.79) hält. Für ihre tiefgehende Analyse hat Kopf zwei Romane von Djebars (noch unvollendeter) Tetralogie – *Schattenkönigin* (1987) und *Weit ist mein Gefängnis* (1995) – ausgewählt, die sich speziell der Situation algerischer Frauen widmen. Hier betritt sie "selbst als Akteurin die Szene ihres Schreibens", wodurch sie "eine neue Synthese von Autobiographie, Geschichtsschreibung und literarischer Ästhetik" (S.77) schafft. Mit fokussierendem Blick auf jeweils ein Kapitel geht Kopf der im ersten Kapitel hergeleiteten "Dialektik des Traumas" nach, jenem "Konflikt zwischen dem Wunsch, schreckliche Dinge zu verleugnen, und dem Wunsch, sie laut auszusprechen", und fragt ausgehend von den Double-Konstellationen beider Romane, wie "die Nichtsagbarkeit traumatischer Erfahrung in der Narration des Gewaltereignisses mimetisch" nachgebildet wird (S.102).

Yvonne Vera (1964-2005) zählt zu den prominentesten SchriftstellerInnen aus Zimbabwe. Krieg und seine Gewalten sind der tragende Topos ihrer vielfach ausgezeichneten fünf Romane sowie ihres Kurzgeschichtenbandes

Why don't you carve other animals, wobei "'Krieg' nicht als eine zeitlich und räumlich präzisierbare Abfolge von Kampfhandlungen gezeichnet" wird, wie Kopf treffend herausstreicht, "sondern als die ständig spürbare, destabilisierende Präsenz einer Atmosphäre aus Angst, Misstrauen, Brutalität, Trauer und Zorn, die ins Leben aller eingreift." (S.142) Dabei geht von Veras Prosa eine Poetik aus, die Kopf in Anlehnung an die Schriftstellerin selbst im Sinne einer "mentalen Fotografie" (S.149) erfasst. Sie wird von einer ästhetischen Magie getragen, welche das Unsagbare der Gewalt, des Schmerzes und von Wunden sehbar und auch wieder fühlbar machen kann. Dabei liegt die Spezifik in Veras Poetik darin, dass die Gewalt sich jenseits der Sprache und der Bilder zu vollziehen scheint und doch die Wunde kaum schmerzender fühlbar sein könnte. Als etwa Mazvita in *Without a Name* vergewaltigt wird, präsentiert die Erzählstimme den LeserInnen kein anderes Bild als das eines gesichtslosen männlichen Körpers im Nebel und eines Pilzes, der langsam in Mazvitas Hand zerdrückt wird. Hier wird der Leiderfahrung vieler Frauen (im Zimbabwischen Befreiungskrieg) ein Schauplatz geboten, an dem sie das Unsagbare in einer von ihnen gewählten Dosis anschauen und (nach)empfinden können. Dabei eröffnet Vera gerade dadurch, dass offen bleibt, ob die sexualisierte Gewalt von einem Guerillakämpfer oder einem Soldaten der Regierungsarmee ausgeht, und dass Gewalt als integraler Teil kriegerischer Gewalt positioniert wird, einen bewussten Gegendiskurs zu der offiziellen Form des Sprechens über den Befreiungskrieg in Zimbabwe, "die mit Kultivierung und gegenseitigen Hierarchisierungen gefallener Helden eine ausgeprägt patriarchalische, militaristische und hegemonialisierende Überlieferung des Befreiungskampfes schafft" (S.141). In ihrer Auseinandersetzung mit *Eine Frau ohne Namen* (2002) und *Under the Tongue* (1996) kommt Kopf zu dem Schluss, dass "der Erzählstrang mit der stagnierenden, blockierten Zeit zurück zur Ausgangsszene" führt, "so als könnte er sich nur dort auflösen, nur dort zu einer Lösung finden" (S.186) – als könnte eine (Re)Kreation eines lebhaften Bewusstseins (Kopf meidet in diesem Zusammenhang bewusst den Begriff der 'Heilung') nur aus der Wunde selbst heraus erfolgen. Die Protagonistinnen erfahren keine Heilung, ebenso wie Heilung in der Fabel keine Rolle spielt. Aber im Sprechen über die Sprachlosigkeit der Protagonistinnen infolge ihres Traumas wird das Schweigen über Gewalt herausgefordert.

Mit der Veröffentlichung ihrer Dissertation hat Martina Kopf ein tiefschürfendes Buch vorgelegt, das der Forschung zu Gewalt, Trauma und Literatur ebenso neue Denkhorizonte eröffnet wie der Auseinandersetzung mit Literaturen aus Algerien und Zimbabwe im Allgemeinen und Assia Djebar und Yvonne Vera im Besonderen. Durch die überzeugende Strukturierung sowie argumentative und sprachliche Darbietung bietet das Buch ganz unterschiedlichen Leseinteressen Nahrung – jenen von Kultur- und Literaturwissenschaft und ihrer Lehre ebenso wie der einer interessierten breiteren Öffentlichkeit, die nach Zugängen zum Schreiben Yvonne Veras und Assia Djebars, über Krieg und Trauma sucht. Ein ohne jede Einschränkung empfehlenswertes Buch!